Alte und neue Zeiten

Autor(en): **Küng, Ruedi**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **111 (2017)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-731266

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ruedi Küng

Alte und neue Zeiten

Abendstimmung am Nil im Südsudan. Männer sitzen im Schatten mächtiger Bäume beisammen und schwatzen. Die Szenerie am breiten Strom scheint wie aus längst vergangenen Zeiten. Gondokoro heisst der geschichtsträchtige Ort. Er wurde 1841 zum ersten Mal von Europäern, die sich durch die immensen Sudd-Sümpfe im Süden des Sudan gekämpft hatten, gesichtet. Gondokoro war in früheren Zeiten ein Umschlagsplatz für Elfenbein und SklavInnen gewesen. Wie hier leben die Menschen vielerorts im Südsudan noch in einfachsten Verhältnissen. Der Südsudan sei die am wenigsten entwickelte Region, die er je gesehen habe, meinte Rainer B., ein Schweizer mit dreissig Jahren Erfahrung in Entwicklungsländern. Pet-Flaschen jedoch, die auf dem Wasser schwimmen, sind ein Zeichen dafür, dass wir in der Moderne sind. Die Flaschen, die der Strom langsam mit sich Richtung Norden trägt, kommen aus Juba, der nahen Hauptstadt.

In Juba herrscht reger Verkehr. Moderne, blitzblanke Geländefahrzeuge brausen auf den neu asphaltierten Strassen – die ersten Asphaltstrassen im Südsudan, einem Gebiet grösser als die Iberische Halbinsel – oder stauen sich in langen Kolonnen. Handys sind allgegenwärtig. Der Frieden vom Januar 2005 nach fünf Jahrzehnten Bürgerkrieg zwischen dem Norden und dem Süden des Sudan und die Unabhängigkeit des Südsudans im Juli 2011 haben in Juba einen Boom ausgelöst. Ein Regierungsviertel mit repräsentativen Ministerialgebäuden und luxuriösen Residenzen wurde aufgebaut, Strassen und Avenuen wurden angelegt, der Aufbau geht weiter. Einige Hotels und Dutzende Unterkünfte in mehr oder weniger eingerichteten Schiffscontainern mit fantastischen Namen wie «Friendship», «Paradise» und «Da Vinci» bieten Unterkunft an. Die Gäste sind zur Mehrheit Angestellte der vielen internationalen Organisationen und Hilfswerke, die in der Stadt ihre Büros eröffnet haben. Eine veritable Hilfsorganisationen-Wirtschaft habe sich hier etabliert, meint Nelson Wilson vom Südsudanesischen Kirchenrat. Auch Geschäftsleute sind da und suchen Aufträge im Strassen- und Häuserbau zu ergattern oder sind auf Verträge im Erdölsektor oder in der Holzwirtschaft aus.

Der Boom lockt auch Menschen mit der Hoffnung auf ein besseres Leben in grosser Zahl von überall im Südsudan in die neue Hauptstadt. Ausserhalb Jubas mangelt es im Südsudan – von den britischen Kolonialherren einst als «closed territory» abgeschottet und von den darauf folgenden Herrschern im Norden systematisch vernachlässigt – an Strassen, Gesundheitsdiensten und Schulen. So nimmt Jubas Bevölkerung mit jedem Tag zu. Die Leute vom Land suchen Arbeit, gute Schulen, Unterkunft. Doch die Verhältnisse sind für die meisten prekär, die Slums breiten sich aus. Strom haben nur wenige, und eine Wasserversorgung gibt es nicht. So gehört Motorenlärm von Generatoren zu Juba ebenso wie der Lärm der Motorpumpen am Nilufer, mit denen Tankwagen mit Flusswasser gefüllt werden. Auf diese Weise versorgen sich jene, die es sich leisten können, mit dem lebensnotwendigen Gut: das Spital, die Verwaltung, diplomatische Vertre-

tungen, die UNO-Friedenstruppen, die Entwicklungsorganisationen, Hotels und gutsituierte Private.

Die Hoffnung, hier Arbeit zu finden, geht aber nur für wenige in Erfüllung. All die Nichtregierungsorganisationen nähmen ihre Angestellten aus Uganda, Ruanda, Kenia oder Somalia mit, für die SüdsudanesInnen gäbe es bei ihnen kaum Arbeit, sagt Nelson Wilson. Und die Regierung habe ja nicht Arbeit für alle. Nur einen einzigen Produktionsbetrieb gibt es, eine neue Bierbrauerei in südafrikanischem Besitz. Doch ihr «White Bull»-Bier hat einen schwierigen Stand gegen das kenianische «Tusker» oder das «Pilsner» aus Uganda. Fast sämtliche Waren und Gebrauchsgüter werden in den Südsudan importiert, vom Benzin über Autos, Ersatzteile, Büro-Utensilien, Kleider bis hin zu Getränken und Nahrungsmitteln. Entsprechend teuer ist alles, erschwinglich nur für jene, die eine Anstellung bei der Regierung oder einem Hilfswerk haben. Juba ist zu einer der teuersten afrikanischen Hauptstädte geworden.

An der Bootanlegestelle am Nilufer sitzt der Fischer Yohannes Gai am Boden und knüpft ein neues Netz. Er bietet Kleinfische, die er kunstvoll zu mehreren Zöpfen verschlungen hat, zum Kauf an. Da ich seine Muttersprache Nuer nicht verstehe, hilft ein junger Mann mit Übersetzen. Yohannes arbeite zehn Tage an einem Netz. Er sei wegen der Fische hier. Er wohne in Bentiu. Von dort bringe er die Fische hierher. Wenn er alles verkauft habe, gehe er wieder zurück, um neuen Fisch zu holen. Hier in Juba gebe es weniger Fische als in Bentiu. Es sei allerdings weit entfernt, drei Tage mit dem Motorboot. – Juba vor dem Dezember 2013.

Seither ist alles schlimmer geworden. Nicht nur für den Fischer Yohannes Gai, der wohl nicht mehr nach Juba kommt aus Angst, gelyncht zu werden, weil er ein Nuer ist. Seit Präsident Salva Kiir im Dezember 2013 seinen Stellvertreter Riek Machar entlassen hat, führen die beiden einen erbitterten Machtkampf gegeneinander. Es herrscht Krieg im Südsudan, im jüngsten Land der Welt, ein Bürgerkrieg, den alle Parteien auch gegenüber ZivilistInnen mit äusserster Brutalität führen. Die beiden unnachgiebigen Führer setzen ganz auf ihre eigene Ethnie – Kiir auf das Mehrheitsvolk der Dinka, Machar auf die zweitgrösste Bevölkerungsgruppe der Nuer. Beide mobilisieren ethnische Milizen, die Grausamkeiten und Massaker verüben, um die gegnerische Seite zu schwächen.

Inzwischen geht die südsudanesische Armee, die aus der ehemaligen Befreiungsarmee SPLA hervorging und von den Dinka kontrolliert wird, auch gegen andere Volksgruppen vor, die von Salva Kiir verdächtigt werden, Riek Machar zu unterstützen. Zehntausende Menschen sind getötet worden, mehr als zwei Millionen mussten von ihren Wohnorten fliehen. Ein Ende ist nicht abzusehen. Adama Dieng, UNO-Berater zur Verhütung von Völkermord, warnt, der ethnische Hass gegen Zivilpersonen drohe zum Völkermord zu führen. – Nach dem Abschluss des sudanesischen Friedensabkommens 2005 hatte mir ein Südsudanese in der Hauptstadt Khartoum gesagt, er sei so glücklich, dass er jetzt in seine Heimat zurückkehren und dort leben könne, ohne Unannehmlichkeiten, ohne Krieg. ●

*Ruedi Küng, *1950, hat insgesamt elf Jahre in Uganda, Südafrika, Sudan und Kenia ge-*

lebt und war während zwölf Jahren Afrikakorrespondent von SRF. Er ist heute mit Info-Africa.ch selbständig als Afrikaspezialist tätig.

www.infoafrica.ch